

Der Satellit
erscheint Montag,
Mittwoch und
Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-
städter Zeitung kostet
halbjährig 5 fl. mit
Post 6, ins Ausland
6 fl. 36 kr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 57 u. 58.

Montag, den 17. Mai.

1858.

Der Nothpfennig

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

(Schluß.)

Noch ehe der reiche Mann aber seine Absicht, sich derselben annehmen zu wollen, ausgesprochen, bemächtigte sich die arme Lindner in schneller Werththätigkeit ihres Gefühls der beiden jüngsten Waisen, befestigte vermittelst eines Tuches den Säugling an ihre Brust, nahm sein kleines Schwesterchen, dessen Anblick ihr einst Thränen in's Auge gelockt, auf den Arm, um beide Kinder so nach ihrer Behausung zu treuer Verpflegung, ohne Anspruch auf Vergütung dafür, zu tragen. Sie hörte kaum darauf, als Faber diese ihr verhiess. Tief bewegt von dieser uneigennütigen Handlung der Armuth führte er darauf die beiden älteren, seiner Fürsorge überlassenen Kinder seiner Frau zu. Er traf bei derselben die Frau von Lohmen, die in seinem Hause wohnte, seiner Rückkehr von dem unternommenen Ausgange harrend, um eine Beisteuer zu einer wohlthätigen Unternehmung sich von ihm zu erbitten. Dies Anliegen aber kam heute nicht zur Sprache, wurde von dem Bericht des entsetzlichen Ereignisses zurückgedrängt, den Faber in großer Erregtheit abstattete, nicht ohne Erwähnung der Umstände, die ihn in dasselbe verflochten und einen so traurigen Ausgang herbeigeführt hatten.

Eine große Betroffenheit malte sich während dieser Mittheilungen in den Zügen der Frau von Lohmen, und als Faber sich anklagte, nicht schnell genug zur Verhinderung des Unglücks eingeschritten zu sein, gestand sie seufzend, daß sie einen größern Vorwurf sich zu machen habe, indem sie die unglückliche Frau nach dem bloßen Schein einer Schuld, die sie nicht begangen, hart angelassen und verurtheilt habe. Dieses Unrecht lege ihr die Pflicht auf, es soviel als möglich zu vergüten, und so wolle sie denn die jüngsten Waisen — da wie sie sehe die ältesten schon versorgt seien — vorerst in der Verpflegung der braven Lindner, und diese nicht unbelohnt dafür lassen und dann für deren Unterkunft in einer Kinderbewahranstalt Sorge tragen, da von dem armen Vater, selbst wenn er genesen sollte, wohl kein Einspruch zu erwarten sein dürfte.

— „Und was meinst Du dazu, Johanna!“ fragte Faber seine Frau, deren Hände die beiden Mädchen zutraulich wie einen mütterlichen Anhalt erfaßt hatten.

— „Ich meine,“ — erwiderte die zarte, kränkliche Frau,

welche die Hoffnung auf Mutterglück hatte aufgeben müssen und deren Wangen doch in diesem Augenblick wie von einem Schimmer desselben übergossen schienen — „ich meine, daß wir die armen Kinder nicht trennen. Dies läßt sich einrichten, wenn wir der barmherzigen Lindner mit ihrer Familie die in unserem Hofe leer gewordene Wohnung einräumen, nach Christenpflicht sie in ihrer Armuth unterstützen, was zugleich ihren Pfleglingen zu gute kommen wird, indem ich sie dabei fürsorglich im Auge behalten kann, bis ich sie unter meiner unmittelbaren Obhut mit ihren Geschwistern hier als von Gott mir überwiesene Kinder, wenn es sein heiliger Wille sein sollte, betrachten könnte und zu seiner Ehre sie zu erziehen suchen würde.“

— „Du hast das Rechte getroffen, mir aus der Seele gesprochen,“ rief Faber, gerührt und dankbar seiner Frau die Hand reichend, worauf Frau von Lohmen sie umarmte unter den herzlichsten Worten ihrer Anerkennung.

Der unglückliche Vater der nun so wohl versorgten Kinder erfuhr nichts davon. Er war nach langer, erfolglos gebliebener Behandlung im Hospital, als Geisteskranker in einer Irrenanstalt untergebracht worden. Hier nahm sein Wahnsinn einen milden Charakter in beglückenden Phantasien an. Er beschäftigte sich, entweder seinen vermeintlichen Reichthum in Kassenscheinen, wozu beschriebene Papierblättchen ihm dienten, aufzuzählen, oder aus Holzstückchen kleine Särge zusammen zu fügen, wobei er mit kindlichem Vergnügen einen in seiner Glückerinbildung selbstverfaßten Vers sang. Er lautete:

Ein Särgelein hat mir Glück gebracht,
Zum reichen Manne mich gemacht.

Ein Paar Jahre waren vergangen, als der für ihn gefertigte Sarg dem Spiel des Wahnsinns ein Ende machte.

Bald nach Eingang dieser Nachricht adoptirte Faber seine bisherigen Pflegekinder. Allein die Freude, die seiner Frau in Aufnahme der Waisen erblüht, und die aus der sorglichen mütterlichen Beschäftigung mit den gutgearteten Kindern entsprang und ihr Herz mit süßer Befriedigung erfüllte, empfand er nicht. Ihr Anblick rief noch immer die schreckliche Szene ihm in's Gedächtniß, die des Lebens Heiterkeit ihm geraubt, eine Wolke des Trübfinns auf seine Stirn geführt hatte. Dieser Ernst hielt die Kinder in schüchternen Entfernung; sie wagten nicht, ihn zu lieblosen,

wie die Mutter, und diese natürliche Scheu vor ihm, die er selbst nicht durch allerlei kleine Geschenke, die gewöhnlich bei Kindern anziehend wirken, verschuchen konnte, erschien ihm als ein Mangel an Zuneigung für ihn.

Daß dies eine irrige Meinung war, erfuhr er jedoch zu seiner Freude, als er eines Tages gegen seine Gewohnheit eines von den Mädchen auf seine Kniee zog und es küßte, weil es die ersten im Garten aufgefundenen Beilchen in einem Sträußchen ihm gebracht hatte.

Voll Freude über den dafür empfangenen Dank, rief das Mädchen in kindlicher Einfalt: „Ei, Vater! der liebe Gott hat es Dir wohl geheissen, Dir wieder gesagt, daß ich ihn gestern Abend vor dem Einschlafen gebeten, Du möchtest mir doch einmal ein Küßchen geben!“ —

Diese Aeußerung, welche im Nu die Lippen der drei übrigen Kinder zu der Bitte erschloß: — „Mir auch, mir auch, mir auch!“ — erschloß auch ihrem tief davon bewegten Pflegevater plötzlich das Verständniß über seine bisherige Versäumnis, die Keime der Zuneigung in den jungen Herzen ohne den wärmenden Sonnenschein väterlicher Liebe, ihrer eigenen Triebkraft überlassen zu haben. Daß diese nicht zu spät den zeitigenden Sonnenschein herbei gezogen, der in seiner segensreichen Wirksamkeit nun Faber's Leben erheiterte, die darauf gefallenen Schatten der Schwermuth verschuchte, möge in diesen Andeutungen auch einen Schimmer der Verklärung auf das von uns mitgetheilte Nachstück werfen.

Sonne, Licht, Auge.

(Erwiederung*)

Vor uns liegt, in den Nummern 50 und 51 des „Satelliten,“ ein Artikel mit vielversprechender Aufschrift — leider aber sehr magerem Inhalte, worüber uns indeß die letzte Note des, an Noten überreichen, Referates einigen Aufschluß gibt, indem ja der gelehrte Herr Verfasser sein uns vorliegendes Geisteswerk selbst einen Auszug aus einem größeren Auszuge nennt; denn, sein angeblicher größerer Aufsatz, welcher noch im Jahre 1856 zu einem Schulprogramm bestimmt worden ist, war doch offenbar auch nur ein Auszug und zwar, wie es die Citate nachweisen, wieder nur ein Auszug aus Auszügen, weil, was der Herr Verfasser seinen Gewährsmännern: Romberg und Schödl, dann der Gartenlaube und den Erinnerungen entnommen, doch wieder aus anderer Quelle geflossen sein mußte, dieweilen Schödl und Romberg, unseres Wissens, eben so wenig physikalische Autoritäten sind, als die Gartenlaube oder sonst ein dergleichen Journal oder Unterhaltungsblatt ein Born der Wissenschaft ist. —

Wir würden indeß über den fraglichen Aufsatz auch nicht ein Wörtchen verlieren, forderte uns nicht der Herr Verfasser desselben mit einem gewissen Selbstvertrauen zur Erwiederung heraus. Aber auch diese Herausforderung — der uns hingeworfene

*) Eingefendet.

Die Red.

Handschuh — wäre unbeachtet geblieben, enthielte der besprochene Aufsatz nicht Etwas, was wir im Interesse jener harmlosen Leser des Satelliten, die, weil in den Naturwissenschaften ganz unbewandert, dem gelehrten Herrn Verfasser aufs Wort glauben werden, aufzuklären und zu berichtigen uns berufen fühlen.

Wir sehen von der ganz und gar unrichtigen Bemerkung ab, daß die Ansichten (der Astronomen) über die Entfernung zwischen unserer Sonne und den nächsten Fixsternen zwischen 4 bis 12 Tausend Billionen Meilen schwanken. (So etwas haben wir weder jemals gehört noch gelesen, wenigstens in keinem von einem Astronomen geschriebenen Werke) und bemerken den Lesern und den schönen Leserinnen, die sich bis jetzt um die Resultate der Astronomie noch wenig bekümmert, daß die Entfernung von nur sehr wenigen, sogenannten Fixsternen bestimmt ist, und bei dem nächsten derselben die ungeheure Distanz von 4 Bill. Meilen beträgt, zu deren Hinterlegung, das Licht allerdings drei Jahre gebraucht hat. Die Entfernung der allermeisten unserem unbewaffneten Auge noch sichtbaren Fixsterne, muß aber jedenfalls eine noch viel beträchtlichere sein, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil wir ihre Abstände von uns nicht messen können, und im Hintergrunde dieses zahllosen Fixsternenheeres, entdeckte die neuere Astronomie eine große Zahl nebelartiger Gebilde, von denen viele sich durch starke Refraktoren in Sterne auflösen lassen. — sich mithin als ungeheuer, unserer Milchstraße ähnliche Sternensysteme darstellen, — deren Entfernung von der Erde wir kaum annäherungsweise zu schätzen vermögen, während die meisten derselben, unseren lichtstärksten Fernröhren widerstehend, ihre Nebelgestalt beibehalten. — Der ältere Herschel schätzte die Entfernung der weitesten lösbaren Nebelflecke auf 10,000 Sternweiten, oder ungefähr 40 Tausend Billionen Meilen, zu deren Zurücklegung das Licht an 30,000 Jahre gebraucht hat und behauptet: daß das Licht des entferntesten Lichtnebels, den er mit seinem vierzigfüßigen Refraktor erreicht, an zwei Millionen Jahre gebraucht haben müsse, ehe es zur Erde gelangt ist, was einer Entfernung von 660.000 Sternweiten oder von mehr als 3 Trillionen Meilen entspricht.

Nun aber dürfen sich die geehrten Leser nicht vorstellen, daß man drei Jahre lang am Himmel auszugucken braucht, um den nächsten Fixstern, — und dreißigtausend Jahre um einen Sternhaufen zu erblicken. Selbst der Erdball, wenn er Augen hätte, würde dazu nicht so lange gebraucht haben, weil das Licht jener Gestirne vielleicht älter ist als die Erde selbst, und als diese zum Leben erwachte, bereits in jenem Raume angelangt war, in welchem der Erdball kreiset. Daraus folgt aber auch ganz ungewungen, daß nachdem die Erde, so lange sie existirt, von den Lichtstrahlen jener Weltgebilde getroffen, auch unser Auge davon in dem Momente affizirt wird, als wir selbst das Licht des Lebens erblicken, und daß wir jene Lichtlein alltäglich in dem nämlichen Augenblicke gewahr werden müssen, als dieselben Abends oder Nachts über dem Horizont auftauchen, oder wenigstens in einem unmeßbaren Zeitraume nach ihrem Erscheinen über dem Gesichtskreis.

Unser Gesichtskreis ist nämlich ein sehr beschränkter und beträgt in der Regel nur wenige Meilen im Halbmesser. Doch nehmen wir selbst zwanzig Meilen an, so erhalten wir in Bezug

auf den
henden
herabfließ
des Werk

Die

diese Zeit

Jeden ein

Meilen g

Licht, das

Augenblick

denn, um

nicht meh

Sekunden

lich so vi

den Etwa

Billionen

lichen Be

Ueb

ist, sonder

der Zeit,

Raum her

Reise um

um den V

kommen;

die schon

unsichtbar

Zeit gefun

Son

fels: So

Licht der

mehr Jahr

liche Auge

zu den fer

ganz einfa

folgenden

nebenbei

flecken d

nomen sch

ken gemei

mit den M

oben bespr

des Welte

nehmbares

Boe

hen Form

um ihrer

glaube ent

doch imme

werde. G

auf den Zeitraum, welcher nöthig ist, damit das Licht des austau-
schenden Gestirnes, welches doch Jahr aus Jahr ein auf die Erde
herabfließt und ihre Oberfläche berührt, unser Auge treffe, folgen-
des Verhältniß:

20 Zeit zu 20 Entfernung = 1 Zeit: 42.000 Entf.: und weil
diese Zeit nur Theile einer Sekunde ausmacht, so dürfte es einem
Jeden einleuchten, wie nach dieselbe bei einer Entfernung von 20
Meilen gar nicht in Betrachtung kömmt. Daher erblicken wir ein
Licht, das Meilen weit von uns angezündet wird, in demselben
Augenblicke, wie jenes welches wir vor unserer Nase anzünden,
denn, um den Weg von 20 Meilen zu durchlaufen, hat das Licht
nicht mehr Zeit nöthig als 20: dividirt durch 42.000 = $\frac{20}{42000}$

Sekunden oder, abgekürzt: $\frac{1}{21}$ tausendstel Sekunde, was doch wahr-
lich so viel wie Nichts ist, und nur dann zu einem sehr bedeutenden
Etwas wird, wenn die Entfernung auf Millionen oder gar
Billionen Meilen anwächst — Distanzen für die wir keinen sinn-
lichen Begriff mehr haben.

Ueberhaupt erblicken wir kein Gestirn am Himmel, wie es
ist, sondern nur wie es vor einer gewissen Zeit war, nämlich vor
der Zeit, die das Licht gebraucht hat, um von demselben in den
Raum herab zu gelangen, den unsere Erde auf ihrer jährlichen
Reise um die Sonne durchschneidet, welche es aber auch braucht,
um den Weg wieder dahin zurück zu legen, von wannen es ge-
kommen; und so kann es geschehen, daß wir Himmelskörper sehen,
die schon lange nicht mehr existiren, während andere für uns un-
sichtbar im Raume herumtreiben, weil ihr Licht noch nicht die
Zeit gefunden hat, um auf unsere Erde herab zu gelangen.

Somit wäre die sehr naive Frage des Verfassers des Arti-
kels: Sonne, Licht, Auge, : „wie es komme, daß, wenn das
Licht der Sonne 8 Minut., das der Fixsterne 3, ja 1000 und
mehr Jahr braucht, um zu unserer Erde zu gelangen, das mensch-
liche Auge mit noch größerer Geschwindigkeit als die des Lichtes,
zu den fernsten Fernen des unermesslichen Himmelsgewölbes bringt?“
ganz einfach beantwortet, und damit auch die fernere im darauf-
folgenden Absatz der Seite 191, Spalte 1, wobei wir nur noch
nebenbei bemerken, daß wir hier zum ersten Male von Nebel-
flecken der Sonne hören, über die doch unsere ersten Astro-
nomen schweigen. Sollten da nicht vielleicht die Sonnenflek-
ken gemeint sein? und, hat der Herr Verfasser diese nicht etwa
mit den Nebelflecken verwechselt, mit welchen Namen man jene
oben besprochenen Lichtnebel bezeichnet, die uns aus den Tiefen
des Weltraumes als ein, dem bloßen Auge gar nicht mehr wahr-
nehmbares Licht entgegendämmern?

Aphorismen von Eduard Schiefer.

Poesie ist die Darstellung des Ueber sinnlichen in der sinnli-
chen Form des gebundenen Wortes. Sie ist schlechterdings nur
um ihrer selbst willen da, sie hat keinen Zweck. Auch der Aber-
glaube enthält das Ueber sinnliche, Ideelle, in sinnlicher Form, je-
doch immer zu einem bestimmten Zweck, nämlich, damit es geglaubt
werde. Glauben heißt für gewöhnlich: die Existenz eines Unsicht-

baren annehmen, ohne weitere Beweise für wahr halten. Diese
Unsichtbare kann auch ein Hirngespinnst sein, und in diesem Falle
wird der Glaube von demjenigen, welcher das Objekt desselben
als Hirngespinnst erkannt, Aberglaube genannt. Es gibt auch eine
andere Art des Aberglaubens. Sie besteht darin, daß die sinnliche
Erscheinung und Wirklichkeit eines Ueber sinnlichen als gewiß an-
genommen wird. Beiden liegt ein Irrthum zu Grunde. Im er-
steren Falle wird die geistige Existenz einer unwahren Idee ange-
nommen, im anderen werden einer wahren Idee unwahre sinn-
liche Aeußerungen zugeschrieben. Die dritte oder gemeinste Art
des Aberglaubens ist die, welche beide Irrthümer in sich vereinigt,
d. h. einer unwahren Idee unwahre sinnliche Wirkungen zu-
schreibt.

Die Poesie hat mit dem Aberglauben nur scheinbare, kein
wesentliches Merkmal gemein. Der Aberglaube nimmt an, hält für
wahr, die Poesie stellt dar. Der Aberglaube ist ein Produkt der
Phantasie und des zweckgebenden Verstandes, die Poesie dagegen
die Lieblingsgeburt der reinen Phantasie. Oder so: der Aberglaube
geht aus einer Ehe hervor, in welcher die Phantasie das Weib,
der Verstand den Pantoffelmann vorstellt. Die Geburt der Poe-
sie erfolgt aus der Jungfrau Phantasie ohne Beischlaf. Die Poe-
sie hat es schlechtweg nur mit der Darstellung der Idee in sinn-
lichem Gewande zu thun. Sie bringt deshalb die Schönheit her-
vor; denn das Ineinanderausgeh'n der Idee und der Erscheinung
ist Schönheit. Die Madonna von Raphael ist schön, weil jedes
Glieed, jede Ader dieses Körpers durchdrungen ist von Gotterge-
benheit, von höchster Seligkeit. Die Welt ist schön, weil der Geist
Gottes in ihr zur Erscheinung kommt. Der Aberglaube bringt
die Häßlichkeit hervor. Denn in ihm bleibt entweder die Idee
hinter der Erscheinung oder diese hinter jener, oder beide hinter
der Wahrheit zurück. In der Poesie schwebt die Seele im Ge-
nuße des Schönen, im Aberglauben ist sie beschränkt durch die
Annahme, das Fürwahrhalten eines Widerspruchs. Dieser Genuß
ist eine Bewegung, jene Annahme ein Stillstand. Darum ist die
Poesie ein Fluß, der Aberglaube ein Teich, dessen Wasser, wenn
es die Strahlen der Sonne Vernunft nicht verflüchtigen, in Fäul-
niß übergeht und tödtliche Miasmen erzeugt. Die Poesie ist im
Hausrathe des Völkerlebens unentbehrlich. Sie drückt diesem Le-
ben den Stempel der Vollendung auf, sie ist ein Merkmal der
Gesundheit, der harmonischen Thätigkeit der geistigen Faktoren des
Völkerlebens. Der Aberglaube ist entbehrlich, weil er ein Merk-
mal der Krankheit, der unharmonischen Thätigkeit der Geistesorgane
eines Volkes. Die Poesie ist eine Blume voll Duft und Farben-
pracht, wach gerufen und genährt vom Lichte des Tags; wenn
du sie siehst, so hast du eitel Lust daran. Der Aberglaube ist ein
Giftpilz, emporgestossen über Nacht im Dunkel des Waldes, in
den finstern Zeiträumen des Völkerlebens. Der Aberglaube ist
vergänglich, die Poesie ist ewig.

Ein wahrhaft wissenschaftliches System z. B. das Beneke'sche,
gleicht einem wohl „eingepaukten“ Corpssbüchsen, dessen „Auslage“
alle kommentmäßig angreifbaren Theile des Körpers deckt. Beide
können nur durch „Sauhiebe“ verletzt werden.

Der Theolog glaubt, der Philosoph weiß, der Dichter fühlt. Wer ist der freieste unter ihnen? Keiner, der eines der dreie ausschließlich sein und bleiben will. Freiheit ist Negation jeder Schranke. Jedes der dreie aber hat die beiden andern zu schranken, begrenzt sich in sich, um sich von dem andern zu unterscheiden. Frei ist Gott, der alles zugleich ist.

Eitelkeit ist die Betonung der Persönlichkeit als solcher, wie sie schlechtthin, von Natur, ist. Sie ist hohl und unberechtigt, weil das Natürliche des Menschen nicht sein Werke, nicht seine That. Sie ist das Zerrbild des Ehrgeizes, jenes berechtigten Strebens, das, was das Individuum von Allgemeinem, Substantiellem in sich hat, zur Geltung und Anerkennung zu bringen.

B i t t e .

Der Gefertigte ist unter der thätigsten Mithilfe des gesammten Lehrer-Collegiums unserer Kronstädter evangelischen Schulanstalten und anderer Freunde der Wissenschaft und Bildung eben damit beschäftigt, die Aufstellung, Ordnung und Beschreibung unserer werthvollen Schulbibliothek und der dazu gehörigen Sammlungen an ausgestopften Vögeln, Mineralien, Petrefakten, Antiquitäten, Karitäten u. dgl. in unsern neuen und durch die dankenswerthe Unterstützung edler Gönner aus der Nähe und Ferne so zweckmäßig und geschmackvoll eingerichteten Museumslokalitäten zu Ende zu bringen. Es ergeht demnach an alle Freunde solcher wissenschaftlichen Sammlungen, welche dieses, Jedermann zur Anschauung und Benützung offenstehende, Museum durch irgend ein Geschenk zu bereichern gedenken, und zum Theil diese Geschenke bereits zugesagt haben, die freundliche Bitte, ihre Liebesgaben entweder an den Unterfertigten oder an den Bibliothekar und Custos des Museums, Herrn Friedrich Haupt in nächster Zeit abzuliefern, damit dieselben noch vor dem Ablaufe dieses Schuljahres in geeigneter Weise und am passendsten Orte aufgestellt und die Namen der edlen Spender in das Ehren- und Gedenkbuch des Museums eingetragen werden können. Jede Gabe und Scheine sie Manchem auch noch so geringfügig und unbedeutend, erhält in einer solchen Sammlung durch die zweckmäßige Aufstellung und Einfügung oft einen hohen Werth, weil sie zur Ergänzung und Vervollständigung der Sammlungen dient, und sie wird deshalb mit großem Danke angenommen werden.

Mit dieser Bitte verbindet die gefertigte Direktion zugleich den wärmsten Dank gegen alle edelmüthigen Gönner, welche die Sammlungen auch in der letzten Zeit mit größern oder kleinern Gaben an Geld zur Vervollständigung der innern Einrichtung oder zur Anschaffung von kostbaren Literaturwerken, und mit so schönen und werthvollen Geschenken an ältern und neuern Büchern, Manuskripten, ausgestopften Vögeln, Mineralstücken, Münzen, Bildern und andern Merkwürdigkeiten bedacht haben. Der Ge-

fertigte hält es für seine Pflicht hier öffentlich im Namen der Schule diesen Dank darzubringen, vor Allen dem alten Mäcen unseres Museums, dem thätigsten Begründer und unermüdeten Vermehrer unserer schönen Vögelsammlung, Herrn Pächter Karl Teutsch, dann dem greisen Biedermann, Herrn Leinwebermeister Thomas Zaminer für eine schöne alte Wittenberger Ausgabe der Schriften Luthers in 12 Folio-Bänden, der Frau Witwe Tartler für eine alte Prachtbibel, dem Hrn. k. k. Rath Samuel von Brennerberg für mehrere werthvolle Bücher, H. Schueidermeister Hertel für eine Bibel und ein Gebetbuch aus dem 16. Jahrhundert, dem Hrn. Direktor der Kronstädter Creditanstalt Carl Maager für mehrere Prachteremplare von Erzstufen und ausgezeichneten Muscheln und Schnecken, dem Hrn. Apotheker Peter Schnell ebenfalls für einige Prachteremplare von Erzstufen und Petrefakten, dem Herrn Pfarrer Filtich in Schellenberg, den Herren Senatoren Tartler und Honigberger, Kaufmann Johann Arzt und Uhrmacher Jekelius für mehrere silberne Münzen, den Herren Dr. Veldi, Polizeiadjunkten Zaminer und Revierförster Dusch für mehrere Prachteremplare von ausgestopften Vögeln seltener Art, und so noch mehreren Andern, deren Namen die Blätter des Gedenkbuches unseres Museums und unsern heurigen Schulprogramms zieren werden. Möge ihr Beispiel zur Ehre und Zierde unserer Stadt — denn eine solche ist nach dem Urtheile Aller unser Museum — noch viele Nachahmer finden.

Kronstadt, den 16. Mai 1858.

Samuel Schiel,
Direktor des evang. Gymnasiums.

Mannigfaltiges.

* In Wien sind eben die Berg- und Hüttenmänner zusammen. Se. Majestät der Kaiser widmet der Entwicklung der Montanindustrie die segensreichste Sorgfalt. Auch auf die neuen Werke in Siebenbürgen werden die Blicke der Regierung gelenkt werden, um das Unternehmen einen erwünschten Gedeihen entgegen zu führen.

* In dem Dorf Holletitz bei Saaz in Böhmen hat man dieser Tage ein rundes kupfernes Gefäß in der Erde gefunden, worin ein Goldstück 5 Dukaten schwer und mehrere hundert silberne Münzen aus dem vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sich befanden. In Ehrudim ist man beim Graben eines Grundes auf heidnische Begräbnisse gekommen.

* Im Brumaire des Jahres XI. der Republik oder mit andern Worten im Oktober 1802, beschloffen die Bewohner von Caudebec, welche es müde waren immer und immer fruchtlos um eine Chaussée von Caudebec nach Rouen und Havre beim Minister zu petitioniren, — sich an den ersten Konsul zu wenden. Die Municipalität richtete demzufolge folgende Petition an Buonaparte: „Sie, die Sie so trefflich Ihren Weg machten, verhelfen Sie uns auch zu dem Unserigen.“ — Die Straße wurde gebaut.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.